

# Sonnenhass

Autor(en): **Dietzi-Bion, Hedwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **3 (1913)**

Heft 28

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637056>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

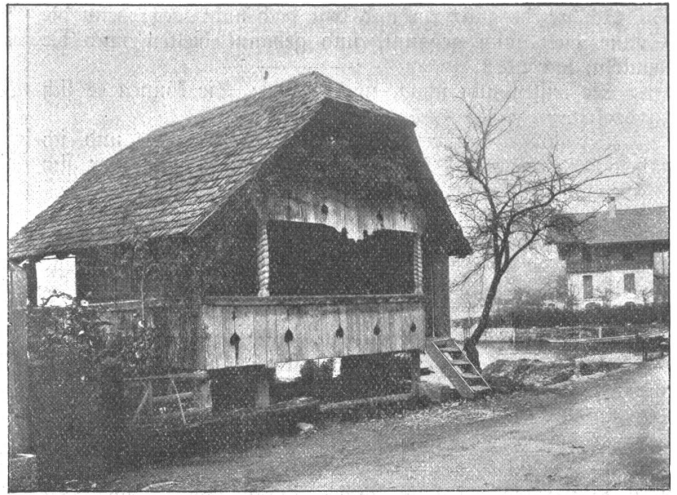
## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

muß herausgebildet werden. Und je stärker das Mittel ist, das angewendet wird, je größer ist vielleicht der Erfolg. Vielleicht. Nur vor einem hüte man sich: Vor dem Massenbetrieb. Sonst wird der Wanderbrauch, den wir wieder wecken wollen, zur Wandermode. Und diese hätte kurzen Bestand. Alles Wandern in übergroßen Haufen tötet seine feinsten und wesentlichsten Werte, denn der Genuß beim Wandern muß ein persönlicher sein. Es wäre jammer-schade, wenn gerade das wieder erwachte Wandern dort stecken bliebe, wo die Großzahl der heutigen Touristik steckt und verkümmerte, nämlich, daß sie nicht viel mehr wert ist, als ein Sport und Rekordeschlagen.

Hoffen wir, daß der gute Geist, der das Wandern weckte, es davor bewahre und hoffen wir, daß noch viel mehr Unerweckte das alte Wanderglück kennen und lernen, daß beim Handwerksgefallen der verschimmelte „Berliner“ wieder zu Ehren gelange und wir wieder so etwas wie einen allgemeinen Brauch des Wanderns bekommen, der tief im Volksbewußtsein Heimat und Geltung hat, dann wird auch der reisende Handwerksbursche wieder zu treffen sein und die Poesie der Landstraße wiedererwachen, trotz Automobil und Fahrrad.

E. Schr.



Alter Speicher in Merligen.

## Sonnenhaft.

Skizze von Hedwig Dietz-Bion, Bern.

Jahraus, jahrein saß die Näh-Marie an ihrem Fenster, durch das nie ein Sonnenstrahl fiel. Um ihr vergrämtes Gesicht schmiegte sich schlichtes braunes Haar, das schon von weißen Fäden durchwirkt war. Aber ihre Züge waren fein geschnitten, und ihre Augen hatten den feuchten Glanz der Schwermut.

Kein Blumentopf schmückte den schmalen Fenstersims, an dem sie saß, tief über ihre Arbeit gebeugt. Die blassen, fleisigen Finger sanken selten in den Schoß, und wenn es geschah, dann starrte die Näh-Marie durchs Fenster und seufzte.

Ein trübseliges Zimmer umschloß sie, dunkel und kalt, aber blitzsauber gehalten. Wenn man sich zum Fenster hinausbeugte, aber weit, weit hinaus, dann konnte man ein winziges Stück Himmel erspähen, das wie ein blaues Auge herniederlachte.

Aber die Näh-Marie beugte sich nie so weit hinaus, und ihre Augen haben das schöne Himmelsblau wohl nie geschaut.

Sie sah nur gerade vor sich hin, und dann traf ihr Blick auf eine feuchte, fast schwarze Mauer, die sich keine zwei Meter weg vor ihrem Fenster hoch und finster aufstürmte. Hier und dort hing eine mattgrüne, kleine Pflanze trübselig an einem vorragenden Stein. Sonst dumpfe, trostlose Einförmigkeit.

Nie traf ein Sonnenstrahl das schmale Fenster, an dem die bleiche Marie saß und nähte. Das war es eben, was sie wollte. Deshalb wohnte sie seit zwanzig Jahren in dem elenden Hofzimmerchen. Die Näh-Marie haßte die Sonne.

Weshalb?

In einer bangen Dämmerstunde hat sie es mir erzählt. Niemandem sonst, nicht vorher, nicht nachher.

Ich sehe sie noch heute vor mir, wie sie dafuß, in den Strohsessel zurückgelehnt, der ihr Arbeits- und Ruheplatz war. Ihre Blicke gingen wie suchend an der schwarzen Mauer auf und ab, als sie erzählte.

Aus der grauen Dämmerung leuchtete ihr leidvolles Antlitz weiß hervor. Jetzt ruhten ihre Hände. Wie leblos lagen sie ineinandergepreßt auf dem schwarzen Kleid. Ich habe sie nie anders als schwarz gekleidet gesehen. Ihre Stimme klang müde und eintönig, als sie begann:

„Man sieht es mir nicht mehr an, daß ich vor zwanzig Jahren jung und schön und blühend war wie nur je ein

Mädchen. Arm war ich, aber brav und fleißig und unerschrocken. Ich stand ganz allein auf der Welt. Arbeit hatte ich auch genug; denn ich nähte flink und sauber.

Wenn ich in meinem armseligen Stübchen am Fenster saß, das in einen schmalen Hof ging, dann sang ich hellauf wie eine Lerche. Das ist nun alles weg. — Aber damals war ich ein übermütiges, junges Ding, obschon ich mit niemand verkehrte. Bis der Tag kam, der ... ich will aber nicht vorgehen.

Also, ich saß Tag für Tag über meine Näherei gebeugt, bis es dunkelte. Dann vertrug ich die Arbeit zu meinen Kunden.

Einmal saß ich auch wieder an meinem Fensterplatz. Es war ein schöner blauer Frühlingstag. Es mußte ein solcher sein; denn mein Stübchen war ganz hell, und mit lautem Zwitschern strichen Vögel blitzschnell durch die Luft.

Aber ich konnte den Frühlingshimmel nicht sehen und die blaue Luft; denn vor mir flog, wie hier, eine Mauer steil in die Höhe. So ahnte ich den hellen Frühlingstag nur.

Ich weiß noch genau, wie ich mich weit aus dem Fenster beugte und dachte: „O schaute doch die Sonne ein einzig Mal durch mein Fenster!“

Da — geschah ein Wunder?

Auf einmal traf ein donnernder Lärm mein Ohr, wie von stürzenden Steinen, und zugleich war mein Stübchen in Licht getaucht. In funkelndes, goldenes Sonnenlicht! Es wurde mir beinahe schwindlig.

War das noch mein armes Hofzimmer, das jetzt ausah wie ein goldener Palast? Ein warmer Strahl traf gerade mein Gesicht, daß ich schützend die Hand darüber legen mußte. Und immer mehr Licht, warmes goldenes Sonnenlicht —

Ich schaute in die Höhe und geradewegs in den blauen Himmel hinein. Ein großes Stück der Mauer war weg. Ich hörte harten Hammerschlag und das Knirschen der Werkzeuge. Dazwischen lachende Männerstimmen.

Und plötzlich tauchte über dem zerrissenen Mauerrand ein braunes Gesicht auf. Ich sah erst nur blitzende Augen und blitzende Zähne.

Der junge Arbeiter lachte laut auf, als er mich am Fenster sah, und rief dann mit heller Stimme: Buon giorno, Signorina!

Ich wurde ganz rot und trat doch nicht weg; denn die Sonne hielt mich gebannt, und gebannt hielt mich die dunkeln, lachenden Augen — — — — —

Sie wissen nun schon, wie es kam; Sie können es sich ja denken.

Der junge Maurer — er war Italiener — und ich sahen uns immerzu. Er arbeitet an dem Neubau, der sich drüben an Stelle der steilen Mauer erheben sollte.

Ich war jung und lebensdurstig. Wissen Sie, Fräulein, wie das ist, wenn es einen hineinzieht in das goldene, herrliche Leben da draußen? Wenn man sich hineinwerfen möchte wie in eine blaue Wasserflut, jauchzend und bangend?

Und ich warf mich hinein in die blaue Flut! Ich wurde das Weib Marcellos, ohne daß die kalte Kirche uns getraut hätte, auch ohne daß ein gleichgültiger Zivilstandsbeamter unsere Hände ineinander gelegt hätte. Was frug ich nach Gesetz und Sitte? Ich war ein junges, tolles Blut wie er . . .

Es dauerte nicht lange mit dem Glück. Marcello wurde meiner bald überdrüssig. Er fing an ins Wirtshaus zu sitzen und kam betrunken nach Hause. Dann gab er mir böse Worte. Ich war auch heftig und in dieser Zeit besonders gereizt . . . einer Zeit, in der andere junge Frauen von lauter Liebe und Sorgfalt umgeben sind. Wo diese mit Entzücken spinnwebfeines und spizenbesetztes Linnen in zarten Händen halten, da weinte ich bittere Tränen über den groben Hemdchen, die meines Kindes Körper umschließen sollten. Und in einem solchen, schmerzvollen Augenblick sagte ich meinem Mann ein böses, böses Wort: „Ich wollte, du wärest tot!“

Er lachte laut auf und ging ins Wirtshaus.

Am nächsten Morgen ging er wie gewohnt an die Arbeit. Er hatte immer noch an dem hohen Hause zu mauern, das meinem ehemaligen Stübchen gegenüberlag.

Es war ein Frühlingstag, so hell und klar, wie der, an dem plötzlich die Sonne in mein enges Zimmer gebrochen war. Auch in unser jetziges Zimmer fiel die Sonne golden herein, und pfeilschnell flogen die Schwalben durch die Luft. Die letzten Schwalben, die er sehen sollte! Er stand hoch oben auf dem Gerüst. Mein Gott, ich sehe alles so deutlich

vor mir, als ob es gestern gewesen wäre, und doch sind zwanzig Jahre darüber hingegangen . . .“

Eine fahle Blässe lagerte auf dem Antlitz der Näh-Marie. Die mageren Hände lagen fest ineinandergeschlossen. Ihre Augen sahen starr vor sich hin, an die feuchte, schwärzliche Mauer.

Ich wagte kein Wort zu sprechen, nur meine Hand legte ich leise auf ihre blutlosen Hände. Die allein erzählten eine schmerzvolle Geschichte.

Auf einmal fuhr sie fort, in einfürmigem, abwesendem Ton:

„Ich sehe ihn deutlich vor mir. Seine schlanke Gestalt auf dem weißen Brettergerüst hob sich scharf von dem lichten Himmel ab. Er wandte sich mit schneller Bewegung und rief einem Kameraden etwas zu. Von meinem Fenster aus konnte ich den Platz vor dem Neubau sehen. Dort ging ein junges Dienstmädchen vorbei. Sie hatte ein blaues Kleid an, das ihren üppigen Körper prall umschloß. An ihrem bloßen Arm schaukelte ein Marktkorb voll Gemüse.“

Nicht wahr, wie deutlich ich alles gesehen habe? Das Dienstmädchen schaute in die Höhe und — ich sah es genau — gab meinem Marcello im Weitergehen ein Zeichen mit der Hand. Der bog sich weit vor, um ihr nachzuschauen — —

Sie wissen nun wohl schon, was kam, was kommen mußte! — —

Ich schlug, wo ich stand, der Länge nach auf die Erde. Als ich wieder zu mir kam, schleppte ich mich die Treppen hinunter auf die Straße, wo er lag.

Er war tot, ganz tot, wie ich es ihm am Abend zuvor gewünscht hatte.

Nun war alles aus. Mein Kind kam tot zur Welt; das war noch der einzige Trost. Es liegt neben ihm auf dem Friedhof — —

Seither kann ich die Sonne nicht mehr sehen. Die Sonne ist schlecht; sie hat mein Unglück gemacht.

Sehen Sie: deshalb liebe ich diese feuchte, graue Mauer. Ueber sie gleitet nie ein falscher Sonnenstrahl . . .“

Die Nähterin stand auf und lehnte den Kopf an die Fensterscheibe. Sie starrte mit heißen Augen auf die Mauer, an der ein leiser Regen wie ein Tränenhauer herabließ.

## Zum Unglück am Türmlihorn.

Wer nur die liebliche Schönheit unserer Felder und Hügel, mit ihrem Raunen der Wälder kennt, die wenig Anstrengung an Körper und Geist und Kraft und Mut erfordern, um sie zu genießen, der kennt die gewaltige, tiefe und lockende Schönheit unserer Berge nicht, die sich dem offenbaren, der sich ihnen mit seiner ganzen Seele hingibt. Der kennt die allmächtige Größe ihrer Einsamkeit nicht, der herbe Atem nicht, der ihnen entströmt und den Menschen umfaßt, wie mit mächtigen Armen, um ihm so recht seine Kleinheit vor ihrer Erhabenheit, vor ihrer Gottesnähe, zu zeigen. Ewig neu in ihrer wechselvollen Eigenart, zeigen sie sich im goldenen Spiegel der Sonne, in der Bläue der Luft, in Wind und Wetter; und ewig anders und reizvoller geben sie sich dem, der zu ihnen kommt, wann es auch sei.

Wen einmal die Berge zu ihrem Bezwinger erkoren, den lassen sie nimmer los; denn auch nicht jeden erwählen sie dazu. Dann aber werden sie ihn immer rufen, wo er und welche Zeit es auch sei. Was nützt dann das Behren: „Gang doch nit, s'isch G'fahr ums Läbe!“ — Die Sprache ist hart und verklingt, kaum, daß sie gesprochen, und tausendmal lieblicher ist der zauberische Glanz der Berge und ihr Widerschein in den Herzen. Gar leicht ist das Bedenken überwunden im Gedanken an ihr Glühen, im Vorgefühl der zu verwendenden Kraft, sie neu zu erringen.

Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen,  
Auf Gott vertraut und die gelenkte Kraft,  
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Not;  
Den schreckt der Berg nicht, der darauf geboren!“

So mag vielleicht auch Herr Pfarrer Baumgartner im Stillen empfunden haben, als er zum letzten Mal die Fahrt auf das Türmlihorn antrat, die er so oft vollführt. Er, der



Ansicht des Türmlihorns (2491 m) vom Rüggenenthal aus. Im Hintergrund links: Die Spielgerten, Lieblingsberg Pfarrer Baumgartner's.